

## INHALT

„Die Welt muss das sehen!“ ..... 6

Vorwort

**1 Live aus ...** ..... 10  
Christiane Amanpour | Katrin Eigendorf | Catherine  
Jentile | Clarissa Ward | Antonia Rados

**2 Die Macht der Bilder** ..... 38  
Margaret Bourke-White | Lynsey Addario | Lee  
Miller | Nicole Tung

**3 Frontberichte und Literatur** ..... 64  
Martha Gellhorn | Carolin Emcke | Oriana Fallaci |  
Marguerite Higgins | Janine di Giovanni | Erika  
Mann | Åsne Seierstad

**4 Bis zum bitteren Ende** ..... 104  
Anja Niedringhaus | Dickey Chapelle | Marie Colvin |  
Gerta Taro | Anna Politkowskaja

**5 Mein Land unter Feuer** ..... 138  
Nataliya Gumenyuk | Alice Schalek | Yevgenia  
Belorusets | Anisa Shaheed | Gisele Kahimbani |  
Lyliane Safi | Judith Raupp

**Was man der Gewalt entgegen kann, ist Mut** ..... 166  
Julia Leeb

**Anhang** ..... 172  
Textnachweise | Literatur | Bildnachweis

# „Die Welt muss das sehen!“

Mariupol und Odessa, Aleppo und Homs, Kabul und Kandahar, Bagdad und Faldscha – die Welt ist in unseren Tagen nicht besser, nicht friedlicher geworden. Und die Namen von Kriegsgebieten und umkämpften Städten sind uns fast so geläufig wie die Ortsnamen in unserer eigenen Umgebung. Wer immer sich für das interessiert, was rund um die Erde geschieht, kommt nicht daran vorbei, auch eine Menge über Kriege und Kämpfe und Krisen zu wissen und ständig neu hinzulernen. Doch woher haben wir dieses Wissen? Durch wessen Brille betrachten wir diese kriegerischen Auseinandersetzungen? Wem verdanken wir Informationen, Erkenntnisse, Hintergründe und das Gefühl, uns ein Urteil bilden zu können? Wer also geht für uns in den Krieg, auf der Suche nach der Wahrheit?

30 Kriegsreporterinnen kommen in diesem Buch zu Wort. Einige von ihnen sind womöglich gerade in diesem Moment an irgendeiner Front, vielleicht in der Ukraine, vielleicht in Syrien; andere waren in den letzten Jahren in Afghanistan, im Irak, im Kongo, in Bosnien, in Tschetschenien, im Sudan – oder früher in Vietnam, in Korea, in China, im Spanischen Bürgerkrieg, im Zweiten und auch im Ersten Weltkrieg im Einsatz. Die älteste wurde 1874 geboren, die jüngsten erst 1986. Sie alle waren und sind mutig, unerschrocken und mit Leidenschaft für ihre Mission in Krisengebieten weltweit vor Ort, um zu berichten und uns ein Bild des Krieges, das Bild von Kampf, Flucht, Leid, Verlust und Vertreibung zu geben. Sie sind diejenigen, die unsere Haltung formen, darüber, was Krieg ist, was richtig ist und was falsch. Das Bild über das Böse, die Grausamkeit und den Vernichtungswillen. Und über das Gute, die Solidarität und die Menschlichkeit.

Sie kommen aus den unterschiedlichsten Ländern, sie haben sehr unterschiedliche Lebenswege, und jede einzelne hat ihr ganz eigenes Motiv, warum sie immer wieder in den Krieg zieht. Die meisten von ihnen waren anfangs eher zufällig auf die Schlachtfelder der Welt geraten, weil ihr Beruf als Auslandskorrespondentin sie dorthin führte, wie zum Beispiel die deutsche Fernsehjournalistin Katrin Eigendorf oder die britisch-iranische Reporterin Christiane Amanpour. Einige wollten unbedingt ins Kampfgebiet, weil sie hofften, dass sie dort gebraucht würden, wie etwa die Fotografin Anja Niedringhaus, die mit ihren Vorgesetzten hartnäckig darum stritt, ins besetzte Sarajevo entsandt zu werden. Und

während sich die einen nach ihrer Mission wieder ins Private zurückzogen, wie die Reporter-Legende Lee Miller, die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr über das Erlebte sprechen konnte, machten andere bis ins hohe Alter weiter, wie die Autorin Martha Gellhorn, die mit weit über 80 noch mitgezogen war, um aus Mittelamerika zu berichten.

Nicht alle kehren wieder zurück, der Krieg fordert auch hier seine Opfer. Und so gilt ein Kapitel jenen, die – wie so manche Kolleginnen und Kollegen – für ihren Beruf und ihre Suche nach der Wahrheit mit dem Leben bezahlten. Gerta Taro, die in Spanien während eines Gefechts durch einen Unfall so schwer verletzt wurde, dass sie wenig später starb. Dickey Chapelle, die in Vietnam in eine Sprengfalle geriet. Marie Colvin, deren Unterschlupf in Syrien mit Granaten beschossen wurde, sie war sofort tot. Anna Politkowskaja, die wegen ihrer Berichterstattung in Moskau heimtückisch ermordet wurde. Anja Niedringhaus, die ein Attentäter in Afghanistan willkürlich auswählte. KriegsreporterInnen sind immer öfter erklärtes Ziel von Kriegsparteien und Milizionären. Sie werden entführt, als Geiseln im Machtpoker eingesetzt, ihnen drohen Folter und Vergewaltigung, sie leiden unter mangelnder Versorgung und werden von Heckenschützen ins Visier genommen oder bei Protesten ganz bewusst attackiert. Und sie alle riskieren, Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Auch davon erzählt dieses Buch – Lynsey Addario, Clarissa Ward, Marie Colvin, weltweit anerkannte Reporter-Ikonen, die in den Abgrund blickten – und die darüber berichten.

„Sie wollen Zeugnis ablegen,  
die Chronik eines Krieges,  
einer Epoche mitschreiben,  
unser kollektives Gedächtnis prägen.“

Sie kennen die Gefahr, sie wissen, was sie in einem Kriegsgebiet erwartet. Doch vor Ort ist neben aller Erfahrung, Aufmerksamkeit und trotz aller akribischer Schutzmaßnahmen der Instinkt oft der einzige Lebensretter. Sie haben abzuwägen – und dennoch gehen sie das Risiko ein, denn es ist ihr Job und sie lassen sich nicht einschüchtern oder abdrängen. Selbst wenn sie Schreckliches erlebt haben, zieht es die meisten nach einiger Zeit wieder an die Front zurück. Sie wollen Zeugnis ablegen, die Chronik eines Krieges, einer Epoche mitschreiben, unser kollektives Gedächtnis prägen und verhindern, dass die Gräueltaten und Verbrechen unentdeckt bleiben, den Opfern ein Gesicht und eine Stimme geben. „Zeigen, was passiert“, wie Katrin Eigendorf sagt.

Waren Frauen als Berichterstatter im Zweiten Weltkrieg oder in Vietnam noch in der absoluten Minderheit, so hat sich die Frage der Gleichberechtigung auch hier allmählich durchgesetzt. Dennoch, die Vorurteile gegen Reporterinnen an der Front sind längst nicht verschwunden. Vor 80 Jahren mussten sich Erika Mann und Martha Gellhorn ihre Plätze in den Korrespondenten-Trupps regelrecht erobern. Doch auch heute noch halten prominente und sehr kriegserfahrene Frauen wie Clarissa Ward oder Lynsey Addario ihre Schwangerschaften so lange wie möglich geheim, um nicht aussortiert zu werden. Selbst ein weltbekannter TV-Star wie Christiane Amanpour klagt über die ‚Old Boys Clubs‘, die so gerne unter sich bleiben und Frauen beiseiteschieben möchten. Doch es ist unbestritten, dass der weibliche Blick auf die Kriege ein besonderer ist. Es ist auch der Blick für die stillen Opfer, für die Menschen, die sooft ganz allgemein als „die Zivilbevölkerung“ benannt werden. Aber jede und jeder von ihnen hat ein eigenes Schicksal, das erzählt werden sollte.

Also bleiben sie dran, voller Hoffnung und trotz aller Enttäuschungen. So wie sie den Tätern und deren Hintermännern in den Kriegen dieser Welt nichts durchgehen lassen. Sie sind nicht nur Zeuginnen, Beobachterinnen, Berichterstatterinnen, sondern gelegentlich auch Akteurinnen, wie Marie Colvin, deren unerschütterliche Anwesenheit dafür sorgte, dass ein Flüchtlingslager in Osttimor nicht niedergemacht, sondern befreit wurde. Und Anklägerinnen wie Lynsey Addario, deren Fotografien aus der Ukraine dazu beitragen werden, dass Kriegsverbrecher vor Gericht gebracht und verurteilt werden.

30 Kriegsreporterinnen würdigen wir in diesem Buch – stellvertretend für viele andere. Ihnen gehört unser Respekt, oft auch unsere Bewunderung, auf jeden Fall unser Dank. Denn sie sind diejenigen, die ihr Leben aufs Spiel setzen – für das eine Ziel: die Wahrheit zu suchen und zum Frieden beizutragen. Oder, wie Marie Colvin sagte: „Die Welt muss das sehen!“

Rita Kohlmaier, im Sommer 2022

„Krieg ist ein Platz  
der Extreme –  
es geht darum,  
wie Menschen ihre  
Menschlichkeit  
verlieren, aber  
auch, wie sie sie  
erlangen.“

NICOLE TUNG



# CHRISTIANE AMANPOUR

„Die Bösen dürfen nicht gewinnen. Je mehr wir trotz der Gefahren rausgehen und den Scheinwerfer auf die Dinge halten, desto schwieriger ist es, Schweinereien und Verstöße im Dunkeln zu lassen.“

**O**h Gott, da ist Amanpour! Es wird doch nicht etwas Schlimmes auf uns zukommen!“ Schon ihr bloßes Erscheinen auf dem Bildschirm versetzte die Zuschauer gelegentlich in Sorge. So sei es ihr zugetragen worden, gibt die CNN-Reporterin in einer Rede zur Verleihung eines Journalistenpreises, des Edward R. Murrow Awards, zum Besten, sie wisse allerdings nicht, ob die Leute das witzig meinten. Doch die kleine Anekdote hat einen ernsten Hintergrund: Seit 1989 berichtet die Fernsehjournalistin von den Brennpunkten dieser Welt, auch Jahrzehnte später gilt sie noch als die Berühmtheit im internationalen Reporter-Team. Die *New York Times* titelte gar: „Wo ein Krieg ist, ist auch Amanpour“. Christiane Amanpour hat, wenn man

das so sagen kann, der Krisen- und Kriegsberichterstattung ein weltweit bekanntes Gesicht gegeben. Dass ausgerechnet eine Frau zum Star der härtesten Zunft im Journalismus aufsteigen konnte? Es war, neben einem ganz besonderen Talent, bester Ausbildung und eisernem Engagement womöglich auch eine Frage des richtigen Zeitpunkts am richtigen Ort. Denn als der Fernsehsender CNN sich entschloss, seinen Zuschauern Tag und Nacht nonstop Nachrichten zu liefern, war Christiane Amanpour da: vor der Kamera, im Golfkrieg, in Bosnien, in Afghanistan. Mehr als eine Milliarde Menschen in über 200 Ländern können den Sender empfangen. Die drei Buchstaben sind bekannt – und sie öffnen so manche Schranke, die anderen verschlossen bleibt.

1958 in London geboren, führt schon Christiane Amanpours Kindheit und Jugend durch mehrere Länder und Kontinente und irgendwie auch durch mehrere Welten. Die Familie – die Mutter ist Britin und Katholikin, der Vater Iraner und Moslem – war nach der Geburt der ältesten ihrer vier Töchter nach Teheran gezogen, wo damals noch der Schah herrscht, und wo die Familie ein privilegiertes Leben in Wohlstand führt. Mit elf kommt Christiane auf ein katholisches Internat in England, 1979, nach der Revolution im Iran, gehen auch die Eltern zurück. Doch da zieht die Tochter schon bald weiter, zum Journalistik-Studium in Providence, Rhode Island. Dort wird sie in einer Wohngemeinschaft mit dem

**Christiane Amanpour, geboren 1958, ist seit vielen Jahren die bekannteste und wohl auch am besten bezahlte Fernsehjournalistin der Welt. Nach einem Journalistikstudium in London und Rhode Island begann sie 1983 beim frisch gegründeten Nachrichtensender CNN. Seit ihrer Berichterstattung im Golfkrieg 1990 ist sie als Kriegsreporterin unterwegs, so in den 90er Jahren auch in Bosnien, das sie das Vietnam ihrer Generation nannte. Seit 2012 moderiert sie eine eigene allabendliche Interview-Show, „Amanpour“. Die bestens vernetzte Tochter einer Engländerin und eines Iraners gilt als furchtlos und streitbar – so attackierte sie die Trump-Administration mit einem Nazi-Vergleich. 2021 machte sie ihre Krebserkrankung öffentlich und beschwor Frauen, zu Vorsorgeuntersuchungen zu gehen.**

Präsidenten-Sohns John Kennedy jr. leben – ihr bester Freund bis zu seinem frühen Tod. Seine Mutter Jackie Onassis, so sagt sie, sei ihr eine wahre Mentorin geworden.

Trotz aller prominenter Kontakte: Ihr erster Job, eine Assistentenstelle, die sie 1983 beim kurz zuvor gegründeten Sender CNN antritt, ist reichlich unglamourös. Mit einem Koffer, ihrem Fahrrad und etwa 100 Dollar in der Tasche sei sie in Atlanta angekommen, und wegen ihres ausländischen Hintergrunds und britischen Akzents tatsächlich sofort im Auslands-Ressort gelandet, spöttelt sie später. Ein unbedeutender Lehrling, ein „tea boy“ oder so etwas sei sie gewesen. Doch sie und ihre jungen Kollegen hätten den Pioniergeist des damals kleinen Senders CNN, den sie scherzhaft Chicken Noodle News nannten, geliebt und sich als Teil einer Revolution im Nachrichtengeschäft gefühlt. Alles schien möglich. „In aller Unschuld und sehr ehrgeizig, habe ich schnell angekündigt, was ich sein möchte, was ich sein würde, nämlich eine Auslandskorrespondentin.“ Ihr Plan war einfach: „Ich dachte, CNN könnte mein Ticket sein, die Welt zu bereisen.“

Und so kam es. 1989 bot sich die Chance, von Georgia nach Frankfurt am Main zu wechseln, um den einen oder anderen Blick über den bröckelnden Eisernen Vorhang gen Osten zu werfen. Ein Job, der als langweilig galt, den niemand mochte, doch Christiane Amanpour griff zu. Und sie war am richtigen Ort, als Ende des Jahres in Berlin die Mauer fiel. Doch, was sich als viel nützlicher erwies – sie war nicht allzu weit entfernt, als 1990 der Irak das Nachbarland Kuwait überfiel und der Golfkrieg ausbrach. Es war der Einsatz, der sie tatsächlich berühmt machen sollte. Von Anfang an war der Sender rund um die Uhr vor Ort, wurde selbst zur Nachrichtenquelle für Journalisten weltweit. Zuerst in Saudi-Arabien eingesetzt, traf sie im Februar 1991 in Bagdad ein, wo sie von nun an mit ihrem renommierten Kollegen Peter Arnett zusammenarbeitet, wie sich dieser erinnert: „Wir teilten uns die Arbeit und gingen morgens, mittags und abends live auf Sendung.“ Bald war Christiane Amanpour das Markenzeichen der Berichterstattung.

#### **Schon in den 1990er Jahren wird Christiane Amanpour internationale Chefkorrespondentin von CNN und als „Die First Lady des globalen Fernsehens“ gefeiert**

Bereits ab 1992 war sie dann zur internationalen Chefkorrespondentin aufgestiegen, und ist von da an für alles zuständig, sobald es weltweit Bedeutung hat. Das mussten nicht unbedingt Kriege sein. Sie setzt eigene Schwerpunkte und berichtet über das Schicksal aidskranker Kinder in rumänischen Waisenhäusern, den Tsunami im indischen Ozean oder aber auch über die Verheerungen nach dem Hurrikan Katrina in den USA. Das US-Magazin *Newsweek* rief sie zur „First Lady

des globalen Fernsehens“ aus, und es heißt, sie sei auch finanziell Nummer eins – mit weit über einer Million Dollar Verdienst im Jahr.

Irak, Afghanistan, Palästina, Iran, Pakistan, Ruanda, Somalia, vor allem aber der Krieg in Bosnien, den sie „my generation’s war“ nennt, das Vietnam ihrer Generation. Vier Jahre berichtete sie aus Sarajevo, bedroht von Artillerieangriffen, bedroht von Heckenschützen, bedroht von Krankheiten in einem Hotel mit schlechter sanitärer Ausstattung, ohne fließendes Wasser, mit miserabler Ernährung. Doch sie blieb, wie einige ihrer KollegInnen, im damals legendären „Holiday Inn“, um die Welt über die Grausamkeiten dieses Krieges zu informieren, um aufzurütteln. In der Heimat habe das Thema lange Zeit keine große Rolle gespielt, aber Christiane Amanpour ließ nicht locker. „Immer wieder hat sie die Leute in Atlanta angerufen und versucht, sie für den Krieg zu interessieren“, so ihr Kameramann Dave Rust 1999 im *Spiegel*. Am Ende habe sie Erfolg gehabt, „denn sie war bereit, ihr Leben für die Geschichte zu riskieren“.

„... dass ich in den letzten zehn Jahren  
fast jeden Tag in einem Zustand  
unterdrückter Angst gearbeitet habe.“

Dass sie einen Granatenangriff nur durch großen Zufall überlebte, hat sie so richtig erst im Nachhinein registriert. „Ich schlief im Hotel, als ich von einem anfliegenden Artilleriegeschoss geweckt wurde. Man lernt schnell, dieses pfeifende Geräusch zu erkennen. Aber es passierte nichts, ich ging wieder ins Bett. Erst am nächsten Morgen sah ich, was passiert war: Zwei Stockwerke tiefer hatte sich eine Granate, die offensichtlich fehlerhaft war, in die Wand gebohrt. Wäre sie explodiert, würde ich heute nicht hier sitzen.“ Sie ging durch viele brenzlige Situationen, und doch kam sie jedes Mal wieder heil nach Hause. Andere hatten weniger Glück. Immer wieder erlebte sie, wie KorrespondentInnen ums Leben kamen oder verletzt wurden, weil sie in ein Gefecht gerieten, weil sie auf eine Personenmine traten, weil an einem Checkpoint die Situation eskalierte. Und sie erlebte, wie JournalistInnen immer öfter selbst zum Ziel wurden, wie sie absichtlich und heimtückisch getötet wurden, um sie zum Schweigen zu bringen und ihre Mitstreiter einzuschüchtern. Wie sie gekidnappt wurden, um Geld zu erpressen oder sie verschwinden zu lassen. Es ist eine bittere Erkenntnis, die Christiane Amanpour vorträgt: „Mord ist die führende Todesursache von Journalisten.“ Es komme ihr so vor, „dass ich in den letzten zehn Jahren fast jeden Tag in einem Zustand unterdrückter Angst gearbeitet habe“. Sie spreche nicht oft



darüber, aber man möge sich vorstellen, was es bedeute, sein ganzes Berufsleben in Angst zu verbringen.

„Angst davor, erschossen zu werden, entführt zu werden, vergewaltigt zu werden von irgendeinem Wahnsinnigen, der deine Story nicht mag, oder der dich dafür verantwortlich macht, dass die NATO in der Nähe Bomben wirft. Wir gehen mit dieser Angst um, ich gehe mit dieser Angst um, aber natürlich hat dies seinen Preis, allein wegen der Belastung. Und dann der Horror wegen der Dinge, die wir sehen. In Ruanda wurden nach dem Genozid ganze Haufen von Körpern auf den Bulldozer geladen und in Massengräber geworfen. Ich sah die toughesten Soldaten, die dies überwachen mussten – und sie weinten.“

### **Sie fragt sich öffentlich: Warum mache ich das? Bin ich ein Kriegs-Junkie?**

Und doch bleibt sie dran. Warum sie nach der Geburt ihres Sohnes weiter in die Kriege dieser Welt gezogen sei, wird auch die berühmte Reporterin, so wie viele ihrer Kolleginnen, eines Tages in einem Interview gefragt. Ihre Antwort ist schlicht und kompromisslos: „Die Bösen dürfen nicht gewinnen. Je mehr wir trotz der Gefahren rausgehen und den Scheinwerfer auf die Dinge halten, desto schwieriger ist es, Schweinereien und Verstöße im Dunkeln zu lassen.“ Es sind vielleicht auch Sätze wie diese, die Christiane Amanpour irgendwann den Ruf eintrugen, nicht immer neutral zu sein. Während ihres Bosnien-Einsatzes, so wurde ihr unterstellt, habe sie zu sehr auf der Seite der Moslems gestanden – ein Vorwurf, mit dem die Journalistin schon grundsätzlich wenig anzufangen weiß. Nein, sie sei wahrlich nicht neutral zwischen einem Opfer und einem Aggressor. „Mir ist klar, dass unser Job bedeutet, allen Seiten gleiches Gehör zu schenken, aber wenn es um einen Genozid geht, kannst du gerade nicht neutral sein. ... Nein, es gibt da keine Gleichwertigkeit und wir müssen die Wahrheit sagen.“

Sie hat das Schlimmste gesehen, was Menschen anderen Menschen antun können. Doch irgendwie schafft sie es, Situationen wie diese zu erleben – und sie auch zu überleben. „Ich habe mich oft gefragt, warum ich das mache, warum wir das machen. Nach ein paar Sekunden habe ich dann die Antwort: Weil es das wert ist, weil es darauf ankommt, weil sich die Welt darum kümmern wird, wenn sie unsere Storys sieht. Denn wenn wir, die Geschichtenerzähler, es nicht tun, dann werden die schlechten Menschen gewinnen. Wir tun es, weil wir verpflichtet sind, weil wir daran glauben ... Ich habe lange und gründlich darüber nachgedacht, und ich habe mich selbst gefragt, warum ich es eigentlich immer noch mache. Möchte ich etwas beweisen? Bin ich ein Kriegs-Junkie? Warum machen einige von uns sowas? Es gibt natürlich eine Menge Gründe. Meistens ist es, wie schon gesagt, der Wunsch, ein wenig Gutes zu tun.“

Wenn es um das Warum geht, um den Sinn und die Notwendigkeit einer Kriegsberichterstattung, dann ist Christiane Amanpour bei jeder Diskussion mit größtem Engagement dabei, auch hier lässt sie nicht nach. Nach Jahrzehnten im Beruf kämpft sie unverdrossen für das Ansehen des Journalismus, dem gelegentlich die Relevanz abgesprochen werden soll – berichten doch Zivilisten, Soldaten, Politiker auf ihre ganz eigene Weise aus den Kriegen unserer Zeit. Aber all die Blogger und Social-Media-User, so Amanpour, die mehr und mehr Aufmerksamkeit und auch Glaubwürdigkeit bekommen, seien bestenfalls Augenzeugen. „Wir sind auf dem Weg in ein Zeitalter des ‚social networking‘. Das revolutioniert die Wege, wie Informationen geliefert werden, das ist sicher richtig. Aber genau das verlangt doch noch viel mehr nach einem Berufsstand professionell agierender Journalisten, die verpflichtet sind, ihre Quellen zu verifizieren, Fakten zu prüfen, Querverbindungen zu recherchieren und vor Ort selbst den Geschichten hinterherzugehen.“ Ohne ausgebildete Reporter mit einem Verhaltenskodex und Berufsethos werde man der Geschichte nicht gerecht. „Wer soll dann noch wissen, wo die Wahrheit liegt? Dann geht es doch nur noch darum, wer am lautesten schreien kann!“

Mit Preisen regelrecht überhäuft, in aller Welt vernetzt, zählt Christiane Amanpour nach vier Jahrzehnten im Job weiter zu den Top-JournalistInnen.



Christiane Amanpour berichtet am 20. Dezember 1998 über das Ende der US-Offensive „Desert Fox“ unter Präsident Bill Clinton; mit ihrem Team des CNN sendet sie fünfzehn Stunden lang vom Dach eines Gebäudes in Iraks Hauptstadt Bagdad.

1998 heiratet sie James Rubin, Sprecher und Berater der damaligen US-Außenministerin Madeleine Albright. Gemeinsam haben sie einen Sohn. Rubins Schwester, Elizabeth Rubin, die vor allem für das *New York Times Magazine* unterwegs ist, berichtet ebenfalls von den Brennpunkten dieser Welt – auch sie geht dabei größte Risiken ein. Bereits im dritten Monat schwanger, ließ sie sich im Jahr 2007 gemeinsam mit der Fotografin Lynsey Addario nach Afghanistan einfliegen, um dort in den Bergen und unter Beschuss der Taliban über Monate hinweg zu recherchieren.

Mit der Politikerin Nancy Pelosi ist Christiane Amanpour ebenfalls eng verbunden, ein Bild von ihr und der Demokratin steht in ihrem Büro. Gemeinsam teilen sie ihren Kampf für Feminismus und die Chancen von Frauen in Politik und Journalismus. „Ich war sehr glücklich in meiner Karriere, als Frau in einer Männerwelt“, sagt Amanpour. „Aber es gibt da draußen noch so viele Vorurteile in den ‚Old Boys Clubs‘. Nancy Pelosi sagte mir, es habe 200 Jahre gebraucht, bis 17 Prozent der Abgeordneten im Kongress weiblich waren, in einem Land, dessen Bevölkerung zu 50,8 Prozent weiblich ist. Wenn es so weiter geht, brauchen wir nochmal 600 Jahre, bis der Kongress gleichwertig besetzt ist. Wir müssen sehr auf die Teilhabe von Frauen in Amerika und Europa achten, genauso wie in Afghanistan und Saudi-Arabien. Und – könnten wir dann bitte noch einen weiblichen Rundfunk- oder Fernsehchef in Amerika haben? Come on!“

Was sie ihrem Sohn später über ihren Beruf erzählen werde, hat man sie einmal gefragt. Ihre Antwort ist ein Ausdruck von Liebe und Loyalität zu ihrer Profession. „Ich werde ihm sagen, dass ich daran glaube. Und dass dies der Grund ist, warum ich es noch immer mache. Und ich glaube, dass guter Journalismus, gutes Fernsehen, die Welt zu einem besseren Platz machen kann.“

„Ich war sehr glücklich in meiner Karriere, als Frau in einer Männerwelt. Aber es gibt da draußen noch so viele Vorurteile.“

CHRISTIANE AMANPOUR



Ein Interview mit der  
Fernsehjournalistin und ZDF-Reporterin

# KATRIN EIGENDORF

„Meine Arbeit ... ist eine Aufgabe,  
hinter der ich voll und ganz stehe.“

Sie war in Tschetschenien, in Afghanistan, in der Ukraine. Mit markanter Stimme berichtet Katrin Eigendorf, die bekannteste deutsche Kriegsreporterin unserer Tage, von Kämpfern und Politik, vor allem aber von den Frauen, Kindern, Männern in Kriegsgebieten, den unschuldigen und dennoch am schwersten getroffenen Opfern dieser Auseinandersetzungen. Geschätzt für ihre ebenso unaufgeregten wie mitfühlenden Reportagen für das ZDF, wurde sie mehrfach ausgezeichnet, so auch mit dem renommierten Grimme-Preis. Seit Jahrzehnten im Beruf hat sie ihren eigenen Blick auf Kriege, auf die Menschen dort, auch auf das Gute und Bewundernswürdige. Rita Kohlmaier sprach im Sommer 2022 mit Katrin Eigendorf über Gefahren, Grenzgänger und Geschichten, die es wert sind, erzählt zu werden.

## **Wenn Sie jemanden kennenlernen und sich herausstellt, Sie sind als Krisen-, Kriegsreporterin unterwegs: Was ist die erste Reaktion?**

„Ist das nicht gefährlich?“ – Das ist in der Regel die erste Frage. Andererseits stelle ich mich selten als Kriegsreporterin vor. Ich sehe mich als internationale Reporterin, nicht unbedingt explizit als Kriegsreporterin. Aber bei Menschen, die nicht aus meinem Bereich kommen, ist es in der Tat die erste Assoziation: die Gefahr.

## **Und wie ist Ihre Antwort?**

Natürlich ist es gefährlich. Aber es ist eine Gefahr, die man mit Erfahrung, Vorbereitung und Professionalität berechenbar machen kann. Die Umstände, unter denen wir unsere Arbeit machen, wirken von außen unberechenbar. Aber man kann auch in einem Krieg Situationen analysieren und bewerten und daraus Schlüsse für das eigene Verhalten ziehen. Wenn man beispielsweise das bedrohliche Donnern von Artillerie hört – checken, wo kommt das her, wie weit ist es weg? Dann entscheiden, kann ich bleiben oder könnte ich beschossen werden? Wenn man solchen Regeln folgt, ist die Gefahr kalkulierbarer.

**Katrin Eigendorf, geboren 1962, studierte Geschichte und Journalistik in Dortmund und Paris. Sie arbeitete als Redakteurin im ARD-Studio Paris, von 1993 bis 1996 als Korrespondentin für RTL in Moskau. 1999 wechselte sie zum ZDF, zunächst als Reporterin in der Redaktion Außenpolitik. Von 2015 bis 2018 war sie Korrespondentin im ZDF-Studio in Moskau und berichtete unter anderem über Tschetschenien, die Ukraine und Afghanistan. Seit Mai 2018 ist Katrin Eigendorf im Reporterpool der ZDF-Hauptredaktion Aktuelles mit Schwerpunkten in Afghanistan, der Ukraine, Russland, Libanon, Irak und Türkei. Bis zur Machtübernahme der Taliban war sie 2021 in Afghanistan. Seit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine berichtet sie von dort. 2022 erschien ihr Buch „Putins Krieg – Wie die Menschen in der Ukraine für unsere Freiheit kämpfen“.**



### **Täuscht der Eindruck oder werden Journalisten immer öfter auch ganz gezielt attackiert?**

Information ist eine wichtige Waffe in Kriegen und mit der Entwicklung von Informationstechnologie hat sie an Bedeutung gewonnen, das erlebten wir bereits 2014 beim Angriff Russlands auf die Ukraine und jetzt auch. Für Russland sind Journalisten Kriegsteilnehmer, keine neutralen Berichterstatter. Um auf den Ukrainekrieg zu kommen: Ja, Russland macht ganz gezielt den Versuch, Journalisten einzuschüchtern, zu diskreditieren und zu bedrohen. Man muss sich sehr genau überlegen, ob man sich das Schild „Presse“ ins Auto hängt. Es könnte nämlich bedeuten, dass man damit zum Ziel wird.

### **Sie haben Journalistik studiert. Welche berufliche Zukunft hatten Sie für sich geplant?**

Ich wollte definitiv nie nationale Reporterin, Wirtschaftsreporterin, Lokalreporterin werden. Ich wollte immer raus, weg aus Deutschland. Das erste Land, in dem ich gearbeitet habe, war Frankreich. Dass es im Laufe der Jahre ‚Krisenreporting‘ geworden ist, war aber nicht mein erklärtes Ziel. Es liegt wohl eher daran, dass die Welt heute aus so vielen Krisengebieten besteht.

### **Wenn Sie sich, Ihre Kolleginnen und Kollegen vergleichen – würden Sie sagen, Frauen berichten anders als Männer? Gibt es die weibliche Sichtweise?**

Jede Berichterstattung ist geprägt von einem subjektiven, individuellen Blick, den wir alle haben. Es ist die Frage, woher wir kommen, welche Erfahrungen wir gemacht haben, was unsere Lebenssituation ist, die in unsere Arbeit natürlich einfließt. Das hat meiner Meinung nach etwas Positives. Jeder gute Reporter hat so etwas wie seine eigene Handschrift. Aber an einen typisch weiblichen Blick glaube ich nicht, nein.

### **Ob im Fernsehen oder in der Presse, es sind inzwischen auch immer mehr Frauen als Kriegsberichterstatter unterwegs. Was ist Ihre Erfahrung – werden Sie gleichberechtigt wahrgenommen?**

Das kommt ganz auf die Länder an, in denen man arbeitet. Die Ukraine ist zum Beispiel ein Land, in dem man es als Berichterstatterin manchmal, vor allem im Umgang mit Vertretern der politischen Elite, nicht einfach hat. Mir ist in der Ukraine schon sehr viel Machismo begegnet, dass man Frauen nicht auf Augenhöhe sieht. In Afghanistan dagegen sind wir Journalistinnen in den Augen der radikalen Islamisten eine Art drittes Geschlecht, sie verlangen zwar, dass wir uns verschleiern, schauen mir auch oft nicht in die Augen, aber sie sehen mich in mei-



Bericht aus dem Krieg: Seit Beginn des Ukraine-Krieges Ende Februar 2022 ist das Land Katrin Eigendorfs ständiger Einsatzort.

ner Funktion, und so respektieren sie mich meistens. Es gibt auch Situationen, wo weibliche Journalisten einen Vorteil haben. Beispielsweise in Konfliktsituationen, wo einen die Menschen als weniger bedrohlich wahrnehmen. Gelegentlich bekommen Journalistinnen auch leichter Zugang, vor allem in sehr konservativen Gesellschaften. In Afghanistan wird ein fremder Mann nicht mit einer sehr konservativen Frau reden können. Weil ihr Mann das nicht zulässt. Und die Frau wahrscheinlich auch nicht. Und dann tut man sich als Frau mit bestimmten Themen leichter. Vergewaltigung im Kriegsgeschehen zum Beispiel – der Zugang zu Opfern, die ja auch verstanden werden möchten, ist einfacher für eine Frau.

### **Erleben Sie Geschichten, die Sie anschließend nicht mehr loslassen?**

Die gibt es immer. Zuletzt in der Ukraine – die Geschehnisse in Butscha und Irpin, das sind Begegnungen und Erlebnisse, die mich Wochen später noch beschäftigen. Mit den Leuten dort zu reden und zu sehen, was man ihnen angetan hat ... Aber da sind auch die älteren Geschichten. Vor 20 Jahren habe ich in Russland heimlich ein Krankenhaus besucht, wo verletzte Soldaten, die in Tschetschenien gekämpft hatten, untergebracht waren. Ich kam in ein Zimmer, da lagen 30 junge Männer, die alle keine Beine oder Füße mehr hatten. Wenn man so etwas sieht, bekommt der Begriff ‚Kanonenfutter‘ eine sehr konkrete Bedeutung.

Sie waren 18, 19, 20 Jahre alt. Und man hat ihnen nicht einmal vernünftige Prothesen gegeben, wenn sie aus dem Krankenhaus entlassen wurden. Das ist ein Erlebnis, das mir sehr nachgeht. Oder der Umgang innerhalb der russischen Armee mit jungen Rekruten. Das Prinzip der Dedowschtschina, was bedeutet, dass die Älteren über die Jüngeren herrschen dürfen. Ich habe junge Soldaten gesehen, die wurden schlichtweg gefoltert. Wer neu in die Armee kommt, muss genau das tun, was die Älteren wollen, und wenn man Pech hat, bekommt man es eben mit Sadisten zu tun. Ich hatte einen jungen Rekruten kennengelernt, den hatten sie für sehr lange Zeit bei eisiger Kälte in einem feuchten Keller in eine Zelle eingesperrt. Später ist sein Fuß abgestorben und musste amputiert werden. Solche Geschichten erklären ein wenig, warum die russischen Soldaten in der Ukraine so agieren. Es ist ein menschenverachtendes System.

**Sie haben viele Jahre in Moskau gelebt, berichten jetzt aus dem Krieg in der Ukraine. Haben Sie einen anderen oder zusätzlichen Blick auf das, was Russland in diesem Krieg macht?**

Ja. Was ich in der Ukraine sehe und erlebe, das kann ich mir teilweise vor dem Hintergrund dessen, was ich von Russland weiß und was ich von dort mitgenommen habe, besser erklären. Wenn mir Menschen in Butscha oder Irpin erzählen, was russische Soldaten dort angerichtet haben, ja – das ist die russische Armee. Das habe ich auch in Tschetschenien schon erlebt. Nur hat damals keiner über die Details berichtet. Aber dort sind die gleichen Dinge passiert. Dass Menschen auf offener Straße erschossen wurden. Dass Frauen vor ihren Angehörigen vergewaltigt wurden. Dass marodiert wurde. Das alles passt in das Bild, das ich durch meine Erfahrung habe.

**Mit wem haben Sie es in Ihren Geschichten, in Ihren Reportagen am liebsten zu tun?**

Am spannendsten sind Menschen, die ich ‚Grenzgänger‘ nennen würde. Die Dinge infrage stellen, die die Masse nicht infrage stellt. Die über den Horizont hinaus blicken. Wie Zarifa Ghafari, eine Bürgermeisterin aus Afghanistan, eine außergewöhnliche Frau, über die ich mehrere Porträts gemacht habe, und die sich offen gegen die Taliban und Warlords stellt – unbewaffnet. Oder wie der russische Bürgerrechtler Alexej Nawalny – Menschen, die mit ihrem ganzen Leben für ihre Haltung eintreten. Nelson Mandela, der Dalai Lama. Wobei nicht jeder Nelson Mandela sein kann, das ist klar. Politiker-Geschichten sind eher langweilig, denn Politiker sind selten faszinierende Menschen, ehrlich gestanden. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj, auch die Klitschko-Brüder sind da anders. Mit ihnen zu sprechen hat mich sehr interessiert.

**Welche Art von Geschichten sind Ihnen die wichtigsten?**

Die Reportage. Dabei sein, wenn etwas passiert. Versuchen, dem Zuschauer das Gefühl zu geben, möglichst nah dran zu sein.

**Wenn Sie von einem Einsatz wieder nach Hause kommen – fällt es Ihnen schwer, ins „normale“ Leben zu wechseln?**

Es kommt darauf an, was ich erlebt habe. Als ich das erste Mal wieder aus der Ukraine zurückgekehrt bin, brauchte ich schon eine gewisse Zeit, wieder anzukommen.

**Und was hilft Ihnen dabei?**

Familie, Freunde, Sport, mein Hund. Und die Anforderungen meines Privatlebens, das ja immer eine Weile auf Eis liegt, ziehen einen schnell wieder in den Alltag zurück.

**Sprechen Sie privat über Ihre Erlebnisse? Oder machen Sie das mit sich selbst aus?**

Nein, ich spreche jeden Tag mit meinem Mann. Auch wenn ich unterwegs bin, telefonieren wir und ich rede darüber, was ich erlebe. Er ist selbst Journalist, er kann es also alles nachvollziehen.

**Es gibt immer wieder Storys über Kriegsreporter, über zu viel Alkohol, Drogen, psychische Erkrankungen. Ist das tatsächlich ein Problem? Oder die Ausnahme?**

Um mich herum sehe ich das nicht. Das können Sie sich heute als Kriegs- und Krisenberichterstatter auch gar nicht mehr erlauben. Ich muss schon ein wenig wie ein Hochleistungssportler leben, zusehen, dass ich meinen Schlaf kriege, auf meine körperliche Fitness achten. Wir können uns ja nicht ins Hotel setzen und unsere Teams losschicken. Wir sind immer dabei. Wer nicht fit ist, der kann so einen Job nicht über Wochen hinweg durchhalten.

**Das Bild von Kriegen wird immer mehr auch von Bloggern und durch die Sozialen Medien bestimmt. Hat sich das Berufsbild geändert, hat der klassische Journalismus hier irgendwann ausgedient?**

Wir sehen es gerade in der Ukraine: Das ist wohl der am besten dokumentierte Krieg in der Geschichte. Aber gerade deswegen braucht es ausgebildete Journalisten, genau das macht es erforderlich, dass man als professioneller Beobachter vor Ort ist. Das unterscheidet uns von den Bürgerreportern, die ihre Erlebnisse, ihre Eindrücke weitergeben. Natürlich profitieren wir auch von den einheimischen Bloggern. Weil sie uns Material liefern, das uns auf Ideen bringt, das uns

Eindrücke von Orten verschafft, zu denen wir selbst vielleicht keinen Zugang haben. Aber nichtsdestotrotz bleibt Journalismus ein Beruf, der bestimmten Prinzipien verpflichtet ist, wo man entsprechendem Handwerkszeug verpflichtet bleiben muss, um das zu machen, was unser Job ist: unabhängig zu informieren, auch über Sachverhalte und Zusammenhänge zu recherchieren.

**Normalerweise arbeiten Sie fürs Fernsehen, nun haben Sie ein Buch, „Putins Krieg – Wie die Menschen in der Ukraine für unsere Freiheit kämpfen“, geschrieben. Wenn Sie vergleichen, auf welche Art lässt sich am angemessensten über Krieg berichten?**

Es ist die Frage, was jemand erwartet. Wenn jemand mehr von dem verstehen möchte, was da passiert, ist sicherlich ein Buch die angemessenere Form. Das Fernsehen hat andere, große Vorteile, weil es sehr schnell reagieren kann, weil man durch das Bild andere Eindrücke vermitteln kann. Ein Buch erfordert mehr Durchdenken, mehr Hintergrund, als es eine normale Fernsehreportage schaffen kann. Aber natürlich möchten Menschen in wichtigen Fragen auch täglich und auch mal ganz kurz informiert werden.

**Haben Sie die Erwartung oder die Hoffnung, mit Ihrer Arbeit etwas verändern, verbessern zu können?**

Ich glaube, von einem solchen Gedanken muss man sich verabschieden. Natürlich hat man, wenn man in einen Krieg hineingeht, den Wunsch, dass sich die Situation verbessert, einfach weil man Mensch ist. Aber der Antrieb meiner Arbeit ist nicht, dass ich versuche, als Aktivist zu agieren. Oder etwas zusammenzutragen, um zu bewirken, dass daraus politisches Handeln erfolgt. Für mich ist die wichtigste Leitlinie, dass ich zeige, was da passiert. Und das so authentisch wie möglich, so faktenbasiert wie möglich. Lösen kann ich die Probleme nicht, das müssen andere tun. Ich kann aber die dafür nötigen Informationen zusammentragen. Dass Menschen sich ein Bild machen können. Weil: Ohne Informationen keine politischen Entscheidungen. Und ohne politische Entscheidungen kein Handeln.

**Nach all den Jahren in Kriegsgebieten haben Sie viel über den Menschen gelernt – hat sich Ihre Haltung gegenüber Menschen dadurch geändert?**

Das Besondere an Menschen ist, dass sie nicht auf etwas festgelegt sind, dass sie sich gut oder schlecht entwickeln können, dass sie Gutes und Schlechtes in sich nähren können. Dass man Gutes und Schlechtes in ihnen nähren kann. Doch insgesamt habe ich ein relativ positives Menschenbild. Auch das, was ich sehe und erlebe, kann mir dieses Bild nicht nehmen. Wobei mir natürlich klar ist, dass

bestimmte Traumata und Wunden über Generationen weitergereicht werden. Das, was wir in einem Land wie Afghanistan erleben, ist die Traumatisierung einer ganzen Bevölkerung. Und die ist so schnell nicht zu heilen.

**Sie sind nicht desillusioniert von dem, was Sie sehen und erleben mussten?**

Im Gegenteil. Oft bin ich positiv überrascht davon, wie Menschen mit bestimmten Situationen umgehen. Wie stark und menschlich sie sich verhalten. Das macht ja das Besondere solcher Kriegs- und Krisensituationen aus. Vor Kurzem habe ich in einer Dokumentation über eine junge ukrainische Deutschlehrerin berichtet, die auf der Flucht beschossen wurde, ihr Mann und ihr ungeborenes Baby kamen ums Leben, sie selbst wurde sehr schwer verletzt. Jetzt kämpft sie sich zurück in ihr Leben, auf eine wirklich bewundernswerte Art. Und sie sagt: Man darf nicht hassen.

**Und hatten Sie schon mal das Gefühl: Nun ist es genug! Ich gehe in keine Kriege mehr!**

Nein. Ich brauche zwischendurch mal eine Pause, eine Auszeit, um Kraft zu tanken, körperlich und seelisch. Aber meine Arbeit ist für mich wirklich sinnstiftend. Es ist eine Aufgabe, hinter der ich voll und ganz stehe.



## Was man der Gewalt entgegen kann, ist Mut



Ein Text der Fotojournalistin  
und Kriegsreporterin

# JULIA LEEB

Eben erst schien es wieder ein wenig leichter zu werden auf unserer Welt, die durch die Pandemie in letzter Zeit doch so schwer Luft bekam. Zarte Anzeichen von Unbeschwertheit. Doch dann begann der Krieg. Trotz aller gegenwärtigen Spaltungen waren sich die Menschen wohl selten so einig in dem Gefühl, sich inmitten eines Epochenumsbruchs zu befinden – eine Zäsur, die unser bisheriges Leben in ein Davor und ein Danach teilen könnte. Neue Zeiten sind angebrochen, denn das Udenkbare ist jetzt auch bei uns geschehen.

Auch Menschen ohne großes politisches Hintergrundwissen ahnen, dass es in diesem Krieg zwischen Russland und der Ukraine nicht nur um zwei Länder geht, sondern dass sich dieser Krieg wie ein Virus auf der ganzen Welt bemerkbar machen wird. Zu stark sind die Interessen der Alliierten beider Seiten. Zu groß die Gefahr der unkontrollierten Verselbstständigung. Denn Krieg nährt sich von Krieg.

Ohne Vorwarnung überrumpeln die neuen Worte die doch so pazifistisch gewordenen Europäer. Begriffe, die sich wie Giftschlangen um unser Schicksal winden wollen. Ein für vergessen gehaltenes Vokabular, das tief in den Tagebüchern der Großeltern begraben war, infiltriert unser Alltagsleben. Inflation, Feind, Krieg, Schlacht. Sind das die Vorboten? Erst ändern sich die Worte, dann das Denken. Es ist nicht der erste Krieg in diesem Jahrhundert. Doch dieser ist nah und die Gegenspieler sind sehr mächtig. Manche sind sichtbar, die anderen agieren aus dem Schatten der zweiten Reihe.

Wie wird sich dieser Krieg auf unser Leben auswirken? Welche Metastasen hat er schon gestreut auf unserem Planeten? Und an welchem Punkt bricht schließlich eine oder, genauer gefragt, unsere Gesellschaft? Denn jeder kriegerische Akt hinterlässt Spuren in der menschlichen der Psyche – und das generationsübergreifend.

Seit Jahren treibt mich die Frage um, was der Krieg mit den Menschen macht. In fester Überzeugung, der Wahrheit näherzukommen, wenn man zu ihr reist, bin ich nun schon seit über einer Dekade hinter ihr her. Libyen, Syrien, Nordkorea, Afghanistan, Transnistrien, Sudan. In all den Jahren an den Bruchstellen unserer Welt stellte sich immer wieder die Frage nach dem Ursprung der Gewalt, die in dem Kriegszustand zum Vorschein kommt. Wie verhält sich der Mensch,

**Julia Leeb, geboren in München, arbeitet als Fotojournalistin und Filmemacherin mit Schwerpunkt auf Virtual Reality. Für ihre Arbeit reist sie immer wieder in Kriegs- und Krisengebiete wie den Kongo, Syrien, Libyen, Südsudan. Ihre Bilder wurden in zahlreichen internationalen Zeitungen und TV Sendern veröffentlicht. 2016 wurde sie von Elle zu einer der 80 internationalen Charakterköpfe und von REFINERY29 zu einer der 29 inspirierendsten Frauen Deutschlands gewählt. 2014 veröffentlichte sie ein dreisprachiges Buch über Nordkorea, „Anonymous Country – North Korea“ sowie den Bestseller „Menschlichkeit in Zeiten der Angst“ (2021), der ihre Reportagen aus Kriegsgebieten versammelt.**